

JAHRBUCH DER
DEUTSCHEN SCHILLERGESELLSCHAFT

IM AUFTRAG DES VORSTANDS

HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ MARTINI · WALTER MÜLLER-SEIDEL · BERNHARD ZELLER

19. JAHRGANG 1975

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

bislang feststellbar – nicht mehr erschienen. Statt dessen konnte ein Hochzeitsscherz Riemers ermittelt werden, der locker mit der *Maul-Affen-Trilogie* verbunden ist.

Die zweite Gruppe der Romane Riemers besteht aus den sogenannten »Mores-Aevi«-Satiren: der *Politischen Colica* von 1681, dem *Politischen Stock-Fisch* ebenfalls von 1681 und dem *Bösen Mann* von 1682. Der Forschung zu Riemer und darüber hinaus zum frühen bürgerlichen Roman, die schon bisher in den Romanen Riemers den Höhepunkt des politisch-satirischen Romans im Barock gesehen hat, eröffnen sich mit diesen beiden Romanzyklen Riemers neue Fragestellungen und Perspektiven, wobei sie zugleich von einem wesentlich umfangreicheren Textbestand als bisher ausgehen kann.¹²⁴

¹²⁴ Bibliographischer Nachtrag zu Anm. 41: Ein Exempl. des Druckes B (s. Kremer, S. 11) der »Anderen Ausfertigung« befindet sich neuerlich wieder in der Staats- u. Univ. Bibl. Hamburg, Sign.: Scrin A/741.

JÜRGEN STENZEL

»ZUM ERHABENEN TAUGLICH«

Spaziergang durch Schillers »Elegie«

Für Albrecht Schöne

»Die *Elegie* ist eine Welt von Szenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Szenen der Welt und Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landcharte seyn, die ich an die Wand schlage. Der Faden, der durchs Labyrinth führet, ist zwar sehr leise gezogen; man kommt indeßen doch mit ihm durch.«¹ Diesem Urteil Herders bestätigt wenig später Wilhelm von Humboldt, es sei »sehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu leis gesponnen sey, wie er doch zu meynen scheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat und aufmerksam ist, kann nicht irren.«² An »Sinn« und Aufmerksamkeit hat es im Verlauf der Auslegungsgeschichte dieses Gedichtes oft gewiß nicht gemangelt; die »strenge Zweckmäßigkeit« jedoch, mit der die *Elegie* nach Schillers eigenem Urteil fortschreitet,³ scheint mir trotz vielfacher Bemühungen bisher noch zu keiner überzeugenden Evidenz gebracht zu sein.⁴ »Alle Spur eines Plans«

¹ Herder an Schiller, 10. X. 1795 (NA 35, 75). – Zitate soweit wie möglich nach Schillers Werken, Nationalausg. (NA, Band, Seite); Anpassungen der Kasus zitierter Formulierungen an die Syntax meiner Darstellung sind nicht eigens bezeichnet, Hervorhebungen der Originaltexte durch Kursive wiedergegeben worden, Zusätze in eckigen Klammern stammen von mir.

² Brief an Schiller, 23. X. 1795 (NA 35, 396).

³ Brief an Körner, 21. IX. 1795 (NA 28, 60).

⁴ Die wichtigeren Titel, auf welche dieses Urteil sich bezieht, sind hier zusammengestellt, soweit sie nicht in weiteren Anmerkungen berücksichtigt worden sind; auf abweichende Deutungen im einzelnen einzugehen verbot sich aus Platzgründen. Den letzten Stand der Deutungsgeschichte repräsentiert Joh. Math. Anderegg, Friedrich Schiller, »Der Spaziergang«. Eine Interpretation, Diss. Zürich 1964. Unter den früheren Arbeiten ragt heraus der Aufsatz von Friedrich Meinecke, Schillers »Spaziergang« [1938], zuletzt in: Interpretationen, hrsg. v. Jost Schillemeit, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1965, S. 99–112. – Patriz Anzoletti, Ideenentwicklung des Spazierganges von Schiller, in: Schulprogramm Bozen 1865. Reinhard Buchwald, Schiller, Leben und Werk, Wiesbaden 1959, S. 661 ff. Rudolf Dau, Geschichtsbild und klassische Lyrik. Zur Wechselbeziehung von Geschichtspublizistik und lyrischem Schaffen in Friedrich

zu verwischen (»indem die Wirkungen desselben noch fühlbarer werden«),⁵ – dieser Vorsatz scheint dem Autor nur allzugut gelungen zu sein; das Folgende ist ein erneuter Versuch, die Spur wieder freizulegen.⁶

»Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker, und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebahr«, schreibt Schiller in seinem Aufsatz *Ueber das Erhabene*,⁷ der zusammen mit seinen anderen Ab-

Schillers Beitrag zur »Weimarer Klassik«, unter besonderer Berücksichtigung seiner klassischen Balladen, Diss. Berlin (Ost) 1973, S. 131–135. Heinrich Düntzer, Schillers lyrische Gedichte. Erläutert ..., Die Gedichte der dritten Periode, IV, 14. Lieferung, Wenigen-Jena/Leipzig 1865, S. 1–50. Wolfgang Düsing, Kosmos und Natur in Schillers Lyrik, in: Jahrb. d. Dt. Schillergesellsch. XIII, 1969, S. 215 f. Henning Falkenstein, Das Problem der Gedankenlyrik und Schillers lyrische Dichtung, Diss. Marburg/Lahn 1963, S. 76–80. Max Wilh. Götzinger, Deutsche Dichter, erläutert..., Bd. 2, 2. Aufl. Leipzig 1846, S. 280–300. Johannes Haupt, Geschichtsperspektive und Griechenverständnis im ästhetischen Programm Schillers, in: Jahrb. d. Dt. Schillergesellsch. XVIII, 1974, S. 407–430, bes. S. 420. Hermann Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jh., Bd. 2, 4. Aufl. Braunschweig 1893, S. 167. Helene Lange, Schillers philosophische Gedichte, Berlin 1887, S. 117–126. Hans Mayer, Schillers Gedichte und die Tradition deutscher Lyrik, in: Jahrb. d. Dt. Schillergesellsch. IV, 1960, S. 72–89, bes. S. 80 ff. (auch in: H. M., Zur deutschen Klassik und Romantik, Pfullingen 1963, S. 125–146). August Wilhelm Schlegel, Rezension der »Horen«, in: Allgem. Literatur-Zeitung 1796, Nr. 5 (5. I. 1796), Sp. 35–38. Scholz, Der Begriff »Natur« in Schillers »Spaziergang«, in: Zeitschr. f. d. dt. Unterricht 23, 1909, S. 724–727. Rud. Alex. Schröder, Schillers Gedichte II, in: R. A. S., Gesammelte Werke, Bd. 2, Berlin, Frankfurt a. M. 1952, S. 678–680. Bernhard Schulz, Schillers Spaziergang, in: Muttersprache, 1955, S. 166–173. Gerhard Storz, Der Dichter Friedrich Schiller, Stuttgart 1959, 4. Aufl. 1968, S. 220–225. Ders., Der Lyriker Schiller, in: Der Deutschunterricht 12, 1960, Heft 2, S. 5–17. Ders., Gesichtspunkte für die Betrachtung von Schillers Lyrik, in: Jahrb. d. Dt. Schillergesellsch. XII, 1968, S. 259–274, bes. S. 271 f. Heinrich Viehoff, Schillers Gedichte erläutert ..., 4. Aufl. Stuttgart 1872, Bd. 3, S. 47–68. B. Wehnert, »Der Spaziergang«. Ein Beitrag zu Schillers Verhältnis zur Natur, in: Zeitschr. f. d. dt. Unterricht 23, 1909, S. 473–491. Friedrich Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, Schillers Weg zu Goethe, 2. Aufl. Berlin 1963, S. 239–242. Benno von Wiese, Friedrich Schiller, Stuttgart 1959, 3. Aufl. 1963, S. 585–591. Rudolf Windel, Der Schluß des Schillerschen Gedichtes »Der Spaziergang« und Herders Schrift »Tithon und Aurora«, in: Lehrproben u. Lehrgänge 78, 1904, S. 62–66.

⁵ Brief an Humboldt, 29./30. XI. 1795 (NA 28, 116).

⁶ Damit ist keine detaillierte Interpretation beabsichtigt; ich versuche nur eine – wie mir aber scheint, für den Sinn der »Elegie« entscheidende – Bedeutungsschicht zu skizzieren. Auch habe ich es mir versagen müssen, die künstlerische Form des Gedichtes im Lichte meiner Thesen erneut zu analysieren, obgleich sich davon interessante Aufschlüsse über das poetische Verfahren des philosophischen Lyrikers Schiller erwarten ließen.

⁷ »Ueber das Erhabene« (NA 21; künftig: Üb. d. Erh., Seite), 47; die folgenden Überlegungen bekräftigen m. E. die Datierungshypothese von Wieses (NA 21, 328 f.; vgl. 332 f.), wonach die Schrift »zwischen 1794 und 1796« entstanden sei; die Art

handlungen zum gleichen Thema meinen Überlegungen als Hauptzeuge dient. »Spaziergang«: dasselbe Wort, das den Titel »Elegie« ersetzend geeignet war, »alle Spur eines Plans« verwischen zu helfen, führt auf eben jene Spur zurück: Dies Gedicht⁸ schildert den Weg zu einer Begegnung mit Natur und Geschichte, insofern diese »zum Erhabenen tauglich«⁹ sind.

Sentimentalischer ist der Spaziergänger, der zu Beginn der *Elegie* die Natur anruft, kaum zu denken. An Ewald von Kleists *Frühling* erinnert er, den Schiller damals wieder vorzunehmen Anlaß hatte;¹⁰ aber auch, und das ist hier womöglich aufschlußreicher, an eine Begrüßung, die Schiller selbst als Beispiel für ein »Erhabenes der Fassung« anführt, die Begrüßung nämlich der Hölle durch Miltons Lucifer: »Schrecken, ich grüße euch ... und dich unterirdische Welt und dich tiefste Hölle. Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüthe, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frey u. s. f.«¹¹

der Beziehungen zwischen ihr und der »Elegie«, wie sie im folgenden zur Sprache kommen, läßt mich vermuten, daß die Abhandlung eher einige Zeit vor der »Elegie« (Sept. 1795) als nach ihr entstanden ist. – Ferner beziehe ich mich vor allem auf die Schriften »Vom Erhabenen« (künftig: Vom Erh.), »Ueber das Pathetische« (künftig: Üb. d. Path.), beide 1793, und »Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände« (1794, künftig: Zerstr. Betr.); auch bei diesen Aufsätzen (sämtlich in NA 20) folgt der Abkürzung jeweils nur die Seitenzahl.

⁸ Es geht hier immer um die erste Fassung (NA 1, 260 ff.) aus dem 10. Stück der »Horen« von 1795 (eingeklammerte Zahlen im Text verweisen stets auf deren Verszahlen). Auf die Überarbeitung für die »Gedichte« (1800) einzugehen, war in diesem Zusammenhang nicht notwendig.

⁹ Vom Erh., 190 und passim. Kant stellt in seiner »Kritik der Urteilskraft« fest, es sei unrichtig, von erhabenen Gegenständen zu sprechen. »Wir können nicht mehr sagen, als daß der Gegenstand zur Darstellung einer Erhabenheit tauglich sei, die im Gemüthe angetroffen werden kann« (S. 76). Die »Kritik der Urteilskraft« (künftig: Kant) wird hier nach der Ausgabe von Karl Vorländer, Hamburg 1959 (Meiners Philos. Bibliothek, Bd. 39^a, Neudr. der Ausg. v. 1924) zitiert; Seitenangaben beziehen sich auf die 3. Aufl. der »Kritik« von 1799, deren Paginierung Vorländer am Rand seiner Edition wiedergibt (Schiller benutzte die 1. Aufl., vgl. Brief an Körner, 3. III. 1791 – Briefe, hrsg. v. Fritz Jonas, Bd. 3, S. 136 – und NA 20, 417, Anm.). – Auf die Geschichte der Vorstellung vom Erhabenen gehe ich nicht ein (vgl. Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. Joach. Ritter, Bd. 2, Darmstadt 1972, Sp. 624 ff.), ebensowenig auf Schillers Verhältnis zu dieser Idee überhaupt (vgl. Wolfgang Düsing, Schillers Idee des Erhabenen, Diss. Köln 1967).

¹⁰ Im September 1795, als die »Elegie« entstand, schrieb Schiller an seiner »Abhandlung über das Naive«, seit Anfang November dann »über die Sentimentalischen Dichter« (vgl. NA 21, 278 ff.).

¹¹ Üb. d. Path., 211. Zur Tradition der Naturanrufung vgl. E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 3. Aufl. Bern/München 1961, S. 101 ff.

Natürlich, die begrüßte Natur ist nichts weniger als eine Hölle und der Grüßende nicht Lucifer. Aber mit ihm teilt er die Empfindung, »endlich« frei zu sein, er, der sich aus »Studierkerker« und »Gesellschaftsaa« (»des Zimmers Gefängnis Und dem engen Gespräch«, 7 f.), aus »der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens«¹² »endlich« gerettet hat. Befreit hebt er den Blick aufwärts, wohin der Weg ihn führen wird, zu einem noch verborgenen locus sublimis (31 ff.).

Zunächst jedoch ist die Natur, in die er eintritt, nicht erhaben, sondern nur »angenehm« und zugleich »schön« (»Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen«).¹³ *Angenehm* vor allem in den Versen 9 f.:

»Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht«,

denn das Angenehme wird »bloß gefühlt«, »vergnügt bloß die Sinne«, gefällt »in der materiellen Empfindung«.¹⁴ Das Epitheton »energisch« zeigt freilich an, daß dieses Angenehme nicht von der Art jener »schmelzenden Affekte« ist, die den Sinn bloß »durch Auflösung oder Erschlafung« ergötzen und sich »bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen«¹⁵ beziehen. Daß es sich im Gegenteil, zusammen mit den folgenden Naturerscheinungen, sehr wohl auf diesen »innern Zustand« bezieht, bestätigt eine Stelle aus Schillers *Abhandlung über das Naive*: »Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemoßter Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u.s.w. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.« Freilich sind diese Naturdinge nur »nothwendig«, nicht »frey«,¹⁶ und das bezeichnet, wie sich zeigen

¹² Üb. d. Erh., 47. Vgl. Kant, 126.

¹³ Zerstr. Betr., 223.

¹⁴ Ebd., S. 222. Vgl. Kant, 113.

¹⁵ Üb. d. Path., 199.

¹⁶ NA 20, 414 f. Vgl. Schillers Epigramm »Das Höchste« (NA 1, 259).

wird, auch den Charakter der in diesen Versen dargestellten Natur. – Angenehm ist schließlich auch die »duftende Kühlung« (23), die jenem »Glühend trifft mich der Sonne Pfeil« (19) folgt; eben dieser Wechsel von »Sommerhitze« und »kühlenden Schatten« dient Schiller als Beispiel für die Abhängigkeit des Angenehmen von der Situation des Empfindenden.¹⁷

Schön ist die geschilderte Natur vor allem in jenen Zügen, in denen sie »betrachtet« wird, denn das Schöne gefällt »durch die Form seiner Erscheinung«;¹⁸ es tritt besonders in den Versen 11–18 mit ihren Farb- und Formeindrücken hervor. In den *Zerstreuten Betrachtungen* hatte Schiller ein diesem Abschnitt der *Elegie* durchaus entsprechendes Bild einer »schönen Landschaft« entworfen.¹⁹ Es dient der kontrastierenden Vorbereitung auf die Schilderung eines erhabenen Gewitters (analog der dort vorgenommenen Begriffsfolge: angenehm, gut, schön – erhaben): »Auf einmal erhebt sich ein Sturm...«, heißt es da, und so kündigt sich Erhabenes auch in der *Elegie* an:

»Doch jetzt braußts aus dem nahen Gebüsch...« (21)

Dunkelheit, Geheimnis und »plötzliche Erhellung der Dunkelheit«, sämtlich »zum Erhabenen tauglich«,²⁰ charakterisieren den letzten Durchgang zum locus sublimis.

»Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebieth, über diese hinaus kann ihn sein irrdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit; aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen.«²¹

Diese Stelle war deshalb so ausführlich zu zitieren, weil sie mit dem

¹⁷ Zerstr. Betr., 223. ¹⁸ Ebd., S. 222 f.

¹⁹ Ebd., S. 225.

²⁰ Vom Erh., 189 f.; vgl. insges. S. 188–191.

²¹ Üb. d. Erh., 41 f.; vgl. das Epigramm »Schön und Erhaben« (später: »Die Führer des Lebens«) aus dem 12. Stück der »Horen« von 1795 (NA 1, 272).

Bilde der Reise ein dem »Spatziergang« analoges Motiv enthält und vor allem eben jene zeitliche Aufeinanderfolge des Schönen und des Erhabenen zeigt, die auch das Gedicht in der Folge von angenehm-schöner Landschaft zur erhabenen durchläuft.

»Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.« (31 f.)

Das Erhabene sei, so hatte Kant geschrieben, »auch an einem formlosen Gegenstande zu finden, sofern *Unbegrenztheit* an ihm oder durch dessen Veranlassung vorgestellt ... wird«, und das »Unendliche« sei »schlecht-hin ... groß«. ²² Und so zählt auch Schiller den »Anblick unbegrenzter Fernen« zu jenen erhabenen Erscheinungen, die den Geist »der engen Sphäre des Wirklichen« entreißen. ²³ Erhaben ist die unbegrenzte Ferne, insofern sie die »Fassungskraft« ²⁴ der menschlichen Sinne übersteigt und damit den Menschen auf seine Vernunftbestimmtheit zurückwirft. Nach den Distinktionen, die Schiller, von Kant ausgehend, in seinen Aufsätzen zum Phänomen des Erhabenen vornimmt, erzeugt dieser Anblick ein Gefühl des Theoretisch-Erhabenen, ²⁵ und zwar eines der Quantität (im Unterschied zu dem der »Verwirrung«). ²⁶ Die *Zerstreuten Betrachtungen* – Schiller verwendet dort noch den Kantischen Ausdruck des »Mathematisch-Erhabenen« – erwähnen den Horizont als einen, mit Kant zu sprechen, »schlechthin großen« Gegenstand; er übertreffe jede Größe, jedoch: »Nichts destoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darinn erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt.« ²⁷ Mag nun Schiller in Vers 32 (»Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt«) einer Aussicht wie der von Hohenheim auf die Schwäbische Alb sich erinnern haben, mag eine Reminiszenz an den Natureingang von Hallers Gedicht *Ueber den Ursprung des Übels* vorliegen ²⁸ – die

²² Kant, 75 u. 92.

²³ Üb. d. Erh., 47.

²⁴ Ebd., S. 42.

²⁵ Vom Erh., 172; bei Kant, § 25 ff. das »Mathematisch-Erhabene«.

²⁶ Üb. d. Erh., 47; vgl. unten S. 177.

²⁷ NA 20, 238.

²⁸ »Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine eigne Größ umgränzet,
Worauf das Aug keine Ende fand,
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.«

– Albrecht von Hallers Gedichte, hrsg. v. Ludwig Hirzel, Frauenfeld 1882 (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes, Bd. 3), S. 119. Auf die mannigfachen übrigen Entsprechungen der »Elegie« zu Hallers Gedichten ist hier nicht einzugehen; vgl. E. Stäubli, Albrecht von Hallers »Über den Ursprung des Übels«, Zürich 1953.

Funktion des »blauen Gebirgs« scheint es jedenfalls zu sein, »einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben«.

Der horizontalen Perspektive dieser Verse folgt sogleich die vertikale (33–36). »Das Große im Raum zeigt sich entweder in *Längen* oder in *Höhen*, wozu auch die *Tiefen* gehören: denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die Lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck *profundus* auch von Höhen zu gebrauchen ... ²⁹ Höhen erscheinen durchaus erhabener, als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darinn liegt, daß sich das dynamisch-erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herab stürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlicheren Anblick als seine Höhe giebt.« ³⁰

Entsprechend lautet es daher im Aufsatz *Ueber das Erhabene*: »Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm, entreissen seinen [des Menschen] Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens« – »auf einem Spatziergang«. ³¹ Die Analogien zur *Elegie* bis in die Wahl der Worte hinein liegen so klar auf der Hand, daß sie hier im einzelnen nicht namhaft gemacht werden müssen. ³²

Die Folge von horizontaler und vertikaler Perspektive erweist sich also als Steigerung des Theoretischerhabenen zum Praktischerhabenen, ³³ bei welchem die Sinnlichkeit des Menschen nicht nur quantitativ überfordert, sondern auch in Furcht versetzt wird (»Schwindeln«, »Schauern«, 36). Da nun beide Perspektiven den einen Ausgangspunkt des Betrachtenden haben, erscheint die Klimax zugleich als Intensivierung des erhabenen Eindrucks: »Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um

²⁹ Vgl. Haller, Vers 57 des zitierten Gedichtes (a.a.O., S. 121): »Ja, alles was ich seh, des Himmels tiefe Höhen, In deren lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt ...«

³⁰ Zerstr. Betr., 239 f. ³¹ S. 47; vgl. auch Vom Erh., 187, Zeile 26.

³² Auf eine der Übereinstimmungen verweist NA 21, 207.

³³ In der Schrift »Vom Erhabenen« verwendet Schiller statt dieses Kantischen Begriffs den des »Praktischerhabenen« oder des »Erhabenen der Macht«.

so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen, an einem Objekt seine Schranken findet, und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewiesen wird.«³⁴

In dieser Darstellung »zum Erhabenen tauglicher« Gegenstände hat jener geländerte Steig eine genau bestimmbare Funktion, der den Wanderer »zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe« (37) sicher dahinträgt, denn der Eindruck des Erhabenen bedarf auf seiten des Betrachters eines Gefühls der Sicherheit: »Die *Verwunderung*, die an Schreck grenzt«, so Kant, »das Grausen und der heilige Schauer, welcher den Zuschauer bei dem Anblicke himmelansteigender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer, tief beschatteter, zum schwermütigen Nachdenken einladender Einöden usw. ergreift, ist bei der Sicherheit, worin er sich weiß, nicht wirkliche Furcht, sondern nur ein Versuch, uns mit der Einbildungskraft darauf einzulassen, um die Macht ebendesselben Vermögens zu fühlen, die dadurch erregte Bewegung des Gemüts mit dem Ruhestande desselben zu verbinden und so der Natur in uns selbst, mithin auch der außer uns, sofern sie auf das Gefühl unseres Wohlbefindens Einfluß haben kann, überlegen zu sein.«³⁵ »Weil aber in allen diesen Fällen«, schreibt Schiller, »die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bey uns steht eine Idee zu unterdrücken, die unser eigenes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Kontemplativerhabenen [der Macht]«. ³⁶ Die Sicherheit des Wanderers gegenüber dem schlechthin Großen (dies der Gehalt des emphatisch wiederholten »ewig«, 37)³⁷ ist an dieser Stelle freilich nur eine physische, »wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinab sieht«. ³⁸ (Es gibt darüberhinaus auch eine »innere oder moralische Sicherheit«, ohne welche zum Beispiel Schicksal und Tod nicht erhaben, sondern nur furchtbar wirken könnten.³⁹ Dieser Gedanke wird für den Schlußteil der *Elegie* wichtig werden). Eine »gefährliche Stelle« ist dies also nur in den Augen der Phantasie, und nur ein Steig ist es, der den Wanderer »über die schwindlichte Tiefe« trägt.⁴⁰

Die Konsequenz, mit welcher bisher »der durchs Ganze laufende Fa-

³⁴ Vom Erh., 192.

³⁵ Kant, 117 (unter unverkennbarem Einfluß Hallers); zum Motiv der Sicherheit vgl. ferner S. 89 u. 104 f.

³⁶ Vom Erh., 188.

³⁷ Vgl. »Schön und Erhaben« (wie Anm. 21), Zeile 6.

³⁸ Vom Erh., 179 f. ³⁹ Ebd., S. 180.

⁴⁰ NA 21, 41; vgl. unten S. 183 f. Auf den Zusammenhang der Verse 29–38 mit der Theorie des Erhabenen verweist auch Anderegg (wie Anm. 4), S. 43 f.

den... gesponnen« ist⁴¹ – der Weg des Wanderers hat durch eine angenehme und schöne Natur zu einem locus sublimis geführt, der einen theoretischerhabenen und einen kontemplativ-dynamischerhabenen Anblick freigab –, läßt erwarten, daß die Theorie des Erhabenen auch für die nun folgende »versinnlichte Geschichte«⁴² den Schlüssel liefern werde.

In der Tat entspricht der Menschheitszustand, den »das prangende Tal« (40) repräsentiert, der angenehmen und schönen Natur der ersten zwanzig Verse. So wie diese noch nicht »zum Erhabenen tauglich«, weil nur »nothwendig«, aber nicht »frey« ist,⁴³ so ist das »glückliche Volk der Gefilde« »noch nicht zur Freyheit erwacht« (57), weil es noch eins mit der Natur ist. Nicht nur der Titel unseres Gedichtes hat es nahegelegt, in diesem Zusammenhang an die kulturgeschichtlichen Gedankengänge namentlich der Abhandlung *Ueber naive und sentimentalische Dichtung* zu erinnern. Völlig zu Recht. Von größerem, ja für ein triftiges Verständnis der *Elegie* entscheidendem Gewicht scheinen mir jedoch andere Entsprechungen zu sein: Kant hatte darauf hingewiesen, daß, um über das Erhabene in der Natur »ein Urteil fällen zu können«, »eine bei weitem größere Kultur« erforderlich zu sein scheine als angesichts schöner Naturdinge.⁴⁴ Schiller drückt es so aus: »Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichtum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. ... Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.«⁴⁵

Diesen strengen Ton zwar finden wir in der *Elegie* nicht, wohl aber den Grundgedanken: das »Glückliche Volk der Gefilde« ist des Erhabenen selber nicht fähig und also auch für den Betrachter kein erhabener

⁴¹ Humboldt (wie Anm. 2).

⁴² »Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795« (künftig: Gartenkal.), NA 22, 290. Die Entsprechungen dieser Rezension zur »Elegie« sind häufig genug benannt worden, so daß ich hier darauf verzichte. Vgl. v. a. Joh. Pröll, Schiller in Hohenheim, in: Marbacher Schillerbuch II, 1907, S. 126–178.

⁴³ Vgl. unten S. 179 f.

⁴⁴ Kant, 110.

⁴⁵ Zerstr. Betr., 236 f. Daß auch das idyllische Tal Züge »der erhabensten Natur« wenigstens andeutungsweise zeigt, ergibt sich aus Vers 52.

Gegenstand, sondern nur ein idyllischer.⁴⁶ »Die Freyheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schaaf geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt und glücklichern Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.«⁴⁷ Und jetzt schließen jene Sätze an, die für die nun folgende Schilderung der Geschichte den entscheidenden Gesichtspunkt angeben: »Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freyheit des Menschen und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte.«

Die geschichtliche Welt kündigt sich mit einem befremdlichen Eindruck an:

»Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?« (61)

»In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben [Betrachter] der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität, unter den langen und schroffen Pappelwänden...«⁴⁸ Die Verse 61–72 zeigen den Übergang von »ländlicher Simplizität«⁴⁹ zum »höhern System« der Stadt. Sub specie sublimis repräsentieren sie jedoch zugleich einen Zustand, der ebenso wie die »stupide Unempfind-

⁴⁶ Es ist eine der wesentlichen Prämissen meiner Argumentation zu den Versen 39–142, daß die Fähigkeit der imaginierten Menschheit zu erhabenen Empfindungen darüber entscheidet, ob ihre Geschichte auch für den Betrachter »zum Erhabenen tauglich« sein könne. Die Legitimation dieser Prämisse ergibt sich u. a. aus dem nächsten Zitat. – Motive der Schilderung des Tals hat Schiller später in den »Piccolomini« wieder aufgenommen, wo es um den Gegensatz zwischen Wallensteins Größe und den von Octavio gerühmten »alten, engen Ordnungen« geht:

»Octavio: Mein Sohn! Die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Täler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigentums gemeßne Grenzen ehrend –
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.« (I 4, 473 ff.)

⁴⁷ Üb. d. Erh., 49.

⁴⁸ Gartenkal., NA 22, 290; Hervorhebung von mir. ⁴⁹ Ebd.

lichkeit« des Wilden dem Erhabenen auszuweichen sucht; es ist die »Tyranney der Regel«,⁵⁰ jener »Trösterin aller Schwachen«:⁵¹

»Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung« (69).

Die Emphase des dreifachen »alles« mag Vorbehalte ebenso wie Respekt ausdrücken. *Vorbehalte*, denn: »Wer verweilet nicht lieber bey der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft als bey der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens?«⁵² – und nur in der ersten kann ein erhabener Eindruck entstehen, wenn die Vernunft des Menschen aufgefordert ist, sich dem »Unfaßbaren für den Verstand«, der »Verwirrung« zu widersetzen. – *Respekt*, denn Abstraktheit (»Spröde sondert sich ab...«, 63) und »Regel« sind Kennzeichen »kultivierter Nationen«; diese bestimmen sich »durch Regeln, die immer etwas allgemeines sind, Naturvölker durch Gefühle [...] was kaum noch *liebend* sich mischte«, 63] ... Die Vernunft erzeugt Einheit und darum oft Einförmigkeit; der Sinn bringt Mannigfaltigkeit.«⁵³

So zeigt denn die Stadt, Repräsentant der geschichtlichen Welt, zunächst jene von Kant als Voraussetzung erhabener Empfindungen postulierte »bei weitem höhere Kultur«.⁵⁴ Und wenn auch die Religion, die an die Stelle der ursprünglichen Einheit von Mensch und Natur getreten ist (»höheres Leben«, 74), vorerst noch ein hohes Maß an Sinnlichkeit besitzt, so stellt sich doch der Mensch in einer solchen, offensichtlich großen Stadt bereits als »ein großes Wesen« dar. Dieser Gedanke stammt aus Schillers Brief vom 27. November 1788 an Caroline von Beulwitz; es ging dort um Paris: »Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir kömmt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist zu denken, oder was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen.«⁵⁵ Aus solcher Größe heraus kann es zu einer Tat wie der »Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä«⁵⁶ kommen. »Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung des, bei allem Widerspruch der Instinkte erfüllten Sittengesetzes«,⁵⁷ eine erhabene Handlung, der jene »vorzügliche Hochachtung für den Krieger« entspricht, deren Kant

⁵⁰ Zerstr. Betr., 238, Anm. – auch hier mit Bezug auf die französischen Gärten.

⁵¹ Ebd., S. 237.

⁵² Üb. d. Erh., 47; vgl. auch Kant, 72.

⁵³ 1793 geschriebene Anmerkung Schillers zu Humboldts »Ueber das Studium des Alterthums und des griechischen insbesondere«, NA 21, 64 zu § 22.

⁵⁴ Kant, S. 110; vgl. unten S. 180.

⁵⁵ Briefe, hrsg. von Jonas, Bd. 2, S. 162.

⁵⁶ Üb. d. Path., 213.

⁵⁷ Ebd.; den Stellenwert des Beispiels im dortigen Argumentationszusammenhang zu erörtern, würde hier zu weit führen, es genügt festzustellen, daß die Tat des Leo-

bei seiner Explikation des Dynamisch-Erhabenen gedenkt.⁵⁸ Allerdings zeigt die Haltung, mit der die Spartaner in der *Elegie* für die Penaten in den Krieg ziehen, wenig von einem »Widerspruch der Instinkte«: sie »stürzten ... heraus« (94), heißt es vielmehr, und scheinen also mehr als schöne, denn als erhabene Seelen zu handeln.⁵⁹ Gleichwohl bezeichnet die Tat des Leonidas so etwas wie einen Scheitelpunkt in dieser Schilderung der Geschichte; nun, da das Sittengesetz erkannt und befolgt ist, wandelt sich das Bild der Kultur.⁶⁰ Nicht mehr bringen die Götter, wessen der Mensch bedarf, er selber sorgt jetzt für seine Bedürfnisse und macht sich die Natur gefügig. »Realistisch« freilich, nicht »idealistisch« behauptet er ihr gegenüber seinen Willen, und noch ist es eine nur »physische Kultur«, die ihn in Freiheit setzt.⁶¹ Die Überlegenheit, »die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie [die Natur], als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen«, habe »zwar auch etwas großes aber gar nichts erhabenes an sich«. ⁶² Als

nidas sowohl den »moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt«, als auch den »ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt«. – Daß aus dem »sanctis patriae legibus«, wie Cicero (*Tusc. disp.* I, 42, 101) das τοῖς κείνων ἠήματα des Simonides übersetzt, bei Schiller »das Gesetz« (102) wird, versteht sich aus dieser Stelle. O. Jastrow, *Die »spießbürgerlichen« Hellenen*, in: *Die Hilfe*, Jg. 1918, S. 320, irrt, wenn er Schiller vorwirft, den Sinn des antiken Vorbildes verkannt zu haben; dagegen spricht schon Vers 94 (»für die Penaten«, worunter die Kommentare meist die lares publici verstehen). Unzufrieden mit Schillers Übersetzung auch Th. C. van Stockum, *Zu Schillers Elegie »Der Spaziergang« 1795*, V. 97 f., in: *Levende talen*, Groningen 1964, S. 398 bis 400.

⁵⁸ Kant, 106. Nebenbei sei bemerkt, daß die Frauen der Krieger sich weniger erhaben aufführen (Vers 97): »In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirschten angstvollen Gebärden und Stimmen das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu sein, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben und noch beobachten. Allein diese Gemütsstimmung ist auch bei weitem nicht mit der Idee der *Erhabenheit* einer Religion und ihres Gegenstandes an sich und notwendig verbunden.« (Kant, 108).

⁵⁹ Vgl. *Üb. d. Erh.*, 44.

⁶⁰ Die »moderne gemeine Welt« charakterisiert Schiller später (1803) mit Worten, die in manchem an die Schilderung der »Elegie« erinnern (vgl. vor allem die Verse 93, 139 f. – in der späteren Fassung – u. 130): »Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt.« (»Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie«, *Sämtl. Werke*, Säkularausg. XVI, 124).

⁶¹ *Üb. d. Erh.*, 39; vgl. auch S. 38. Auf den Einfluß der Prosaübersetzung Ludwig Schubarts von Thomsons »The Seasons« auf diesen Teil des Gedichts hat John A. Walz, *Schillers »Spaziergang« and Thomsons »Seasons«*, in: *Modern Language Notes* 21, 1906, S. 117–120, hingewiesen. ⁶² *Vom Erh.*, 176.

Beispiele nennt Schiller in diesem Zusammenhang die Überwindung wilder Tiere durch Kraft oder List, die Nutzbarmachung wilder Ströme für die Bewässerung, den Schiffbau (vgl. 115 f.) – »alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas analoges damit haben und deßwegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen«. ⁶³ Von »Geschicklichkeit, List und physischer Stärke« ⁶⁴ als Mitteln solcher Naturüberlegenheit ist nun in diesem Abschnitt der *Elegie* vielfach die Rede; ⁶⁵ und »gefällig« richtet (133–138) »die Natur in ihrem *Organischen Reich* sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung« oder scheint es zu tun. ⁶⁶ In all dem wird Natur zweckmäßig behandelt. ⁶⁷ »Ein reines Urteil über das Erhabene aber muß gar keinen Zweck des Objekts zum Bestimmungsgrunde haben, wenn es ästhetisch und nicht mit irgendeinem Verstandes- oder Vernunfturteile vermengt sein soll.« ⁶⁸ Einem solchen reinen Urteil genügt daher nicht »das Erhabene an Kunstprodukten (z. B. Gebäuden, Säulen usw.) wo ein menschlicher Zweck die Form sowohl als die Größe bestimmt«. ⁶⁹ Eben das aber ist bei dem »Pantheon« (130) wie bei der Brücke (132) noch der Fall. Gleichwohl läßt sich denken, daß der »künstliche Himmel« jenes Pantheons ⁷⁰ als erhabenes Kunstprodukt das gleiche »rührende Wohlgefallen« zu erzeugen vermag wie nach Kant »die St. Peterskirche in Rom«, ⁷¹ deren Wirkung Schillers Epigramm *Die Peterskirche* später auf die knappe Formel bringt:

»Suchst du das Unermeßliche hier? du hast dich geirret.
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.« ⁷²

Der eigentliche Sinn des Verses 130 (»Und den ganzen Olymp schließt ein Pantheon ein«) erhellt jedoch erst aus einer Stelle in der elften der

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Ebd., S. 177.

⁶⁵ Geschicklichkeit etwa V. 113 f., 129 f. (»künstliche Himmel«), 131 f. (»Leicht ... hüpfet der Brücke Joch«: eine kühne freischwebende Konstruktion – vgl. Schillers Brief an Goethe, 13. IX. 1795, NA 28, 51, u. Alb. Leitzmanns Hinweis auf Heinsses »Ardinghello«: *Die schöne Brücke*, in: *Jahrb. d. Goethe-Gesellsch.* 21, 1935, S. 200 f.); List: V. 34 (»besleicht forschend den schaffenden Geist«); physische Stärke: V. 107 f., 110 f.

⁶⁶ *Üb. d. Erh.*, 49 f.

⁶⁷ Vgl. auch schon Schillers »Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen«, § 11 (NA 20, 53 ff.).

⁶⁸ Kant, 89 f.

⁶⁹ Kant, 89.

⁷⁰ Dabei ist nicht vornehmlich an den römischen Tempel zu denken, zu dem die »schlanken jonischen Säulen« schwerlich passen, wenn auch dessen Kuppel in der Tat als Darstellung des Himmelsgewölbes gedacht gewesen sein soll.

⁷¹ Kant, 88; sie dient dort als Beispiel für die »Größenschätzung der Naturdinge, die zur Idee des Erhabenen erforderlich ist« (S. 85). Vgl. übrigens auch Goethe, *Italienische Reise I* (Rom, 9. XI. 1786), *Sämtl. Werke*, Jubiläums-Ausg., Bd. 26, S. 154.

⁷² NA 1, 382; zuerst in: *Musenalmanach* auf das Jahr 1798.

Römischen Elegien Goethes,⁷³ die ihn zugleich im Zusammenhang der Verse 125–132 verständlich macht:

»... Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.«

– denn sie beherbergt eine Anzahl marmorner Götterbilder. So verweist Schillers Vers auf eine Kultur, in der nicht mehr (wie noch 83–90) die Götter vom Himmel steigen, dem Menschen ihre Gaben zu bringen, sondern wo das Göttliche in Kunstgebilden von Menschenhand anwesend ist. Und schließlich ist der Name »Olymp« hier wohl mehr als nur ein beliebiger Ausdruck für die Gesamtheit der Götter; der »Olympus« war für Schiller schon in *Über Anmut und Würde* der einzige Wohnort der Freiheit,⁷⁴ und als deren höchstes Sinnbild preist ihn, wenige Wochen nach Vollendung der *Elegie*, der Brief an Humboldt: »Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse!« schreibt er da, »alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen...«⁷⁵ Ein Pantheon, das den ganzen Olymp einschließt, wäre demnach Zeugnis für die Gegenwart der Freiheit in den architektonisch großen und plastisch-ästhetischen Gebilden einer kulturell und religiös hochentwickelten Menschheit.

Nicht erhaben also, aber groß ist jene Kultur der Verse 105–142⁷⁶ und in manchem dem Erhabenen sich nähernd. Und es ist noch immer eine Zeit des Glücks (125) – jedoch: »Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.«⁷⁷ Erst in ihrer nun anbrechenden unglücklichen Phase wird die Weltgeschichte endgültig »ein erhabenes Object«.⁷⁸

Vernunft und Sinnlichkeit suchen sich absolut zu setzen, Verwilderung und Barbarei (im Sinne des 4. der *Ästhetischen Briefe*) sind die Folge. Schiller faßt diesen Vorgang zunächst im Bilde des hilflos auf den Ozean getriebenen Schiffers (147–150). Für das *teleologische* Urteil ist der Ozean, so Kant, u. a. »ein Element, das zwar Weltteile voneinander trennt, gleichwohl aber die größte Gemeinschaft unter ihnen möglich macht«,⁷⁹ und so war er in den Versen 115–124 zur Sprache gebracht worden. Der »weite, durch Stürme empörte Ozean« dagegen, die »düstere tobende See«, »wie ein alles zu verschlingen drohender Ab-

⁷³ Sie waren wenige Monate vor der »Elegie« in den »Horen« (6. Stück) erschienen.

⁷⁴ NA 20, 255. ⁷⁵ Wie Anm. 5, S. 120; vgl. Vers 126.

⁷⁶ Vielleicht ist deshalb von »des Zufalls grausenden Wundern« (137) die Rede: »Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.« (Vom Erh., 185).

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Üb. d. Erh., 49; oben S. 176 im Zusammenhang zitiert.

⁷⁹ Kant, 119.

grund«,⁸⁰ das ist für Kant mehrfach Beispiel eines »schlechthin großen« und erhabenen Gegenstandes. Nicht anders für Schiller: »der Ocean in Ruhe« sei ein Beispiel des Theoretischen-, »der Ocean im Sturm« ein Beispiel des Praktischerhabenen, weil er »die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsre physische Kraft nicht vermögend fühlt.«⁸¹ Freilich »die Vorstellung« nur, denn »innre Gemüths-freyheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben.«⁸² »So erhaben ein Meeresturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen die, welche sich auf dem Schiff befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt seyn, dieses aesthetische Urtheil darüber zu fällen.«⁸³ Die physische Sicherheit, die in den Versen 37 f. das »hohe und wohlbefestigte Geländer« angesichts »einer großen Tiefe« gewährte,⁸⁴ verschafft der Standort einer »Anhöhe« beim Blick »auf die stürmende See hinab.«⁸⁵ Von einer solchen Anhöhe ist im Gedicht nicht eigens die Rede, wenn auch der Vorgang vom festen Land aus gesehen zu sein scheint. Indessen ist physische Sicherheit hier auch nicht das, worauf es eigentlich ankommt, denn der Betrachter erblickt nicht nur eine aufgewühlte See, sondern den darin untergehenden Menschen. Der Ozean »zeigt« nicht bloß seine Gewalt, sondern »äußert« sie feindlich⁸⁶ und löst damit das Gefühl des »Pathetischerhabenen« aus: »Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit Bewußtseyn unsrer inneren moralischen Freyheit, ist *Pathetischerhaben*.«⁸⁷ Ein solcher Affekt (»das sympathetische Leiden«) ist es, der in der einleitenden Interjektion von Vers 147 seinen Ausdruck findet:

»Ach, da reissen im Sturme die Anker ...«

»Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden *ausser* uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen aesthetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das

⁸⁰ Kant, 77, 95, 119.

⁸¹ Vom Erh., 173.

⁸² Ebd., S. 178.

⁸³ Ebd., S. 179.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Ebd., S. 180.

⁸⁶ Ebd., S. 192. Schiller zieht (S. 194) in diesem Zusammenhang als Beispiel den Anblick eines im Sturm untergehenden, schwerbeladenen Frachtschiffes heran. Daß auch ein Moment des Theoretischerhabenen in dieser Schilderung mit enthalten ist, Steigerung des Praktischerhabenen wie beim ersten locus sublimis, zeigt Vers 149: »Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet« – denn: »Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, *denkt man sich* auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder *auf die offene See*, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenen, was dem Aug je erscheinen kann.« (Zerstr. Betr., 238; Hervorhebungen von mir.)

⁸⁷ Vom Erh., 192.

Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit statt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es aesthetisch werden, und ein Gefühl des Erhabenen erregen.«⁸⁸ Diese Bedingung ist hier erfüllt: »Sie werden bemerkt haben«, schreibt Schiller an Humboldt, »daß ich biß da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, bey nahe immer von einem äusern Objekt ausgehe. (Bey der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganze Kosten des Gemähl-des trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann.)«⁸⁹

In dem bereits zitierten Brief an Caroline hatte Schiller seinen »unendlichen Respect für diesen großen drängenden Menschenocceän« bekundet, als der die Großstadt Paris sich seinem »philosophischen Geiste« darstellte (schon dort die Verbindung zwischen der Menschenwelt und dem Bild des Ozeans); »Paris freilich«, hieß es in diesem Brief nun weiter, »dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines so feingebildeten Staats sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte auch bei seinem Untergang!«⁹⁰ Dieser Gedanke hat inzwischen durch die Lektüre Kants einen neuen Gehalt bekommen. An einem so »schwüri-gen und großen Objekte«, wie es »die moralische Verderbniß« des verfallenden Roms ist, gehe »die wahrhaft schöne Seele« eines satirischen Autors »in die erhabene über« – wie es bei Lukian zum Beispiel geschehe, wenn er »das empörende Gemählde des damaligen Roms« entwerfe, »dieß Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden«:⁹¹

»In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schießt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästereers Zahn.« (159–162)

»Bey solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grund liegen muß.«⁹²

⁸⁸ Ebd. ⁸⁹ Wie Anm. 5; Hervorhebung von mir. ⁹⁰ Wie Anm. 55.

⁹¹ »Über naive und sentimentalische Dichtung« (NA 20, 447); das letzte Zitat entnahm Schiller aus Wielands Übersetzung von Lukians »Nigrinus«.

⁹² Ebd. – Schillers Bild eines Geschichts-Chaos beschränkt sich natürlich nicht auf

Dieser hohe Ernst gründet in der *Elegie* darin, daß Schiller die »Unbegreiflichkeit« der Geschichte »selbst zum Standpunct der Beurtheilung macht«⁹³ und ihm so die »Anarchie der moralischen Welt« »zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft« wird, weil »dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen« jeden Versuch eines teleologischen Urteils zunichte macht. Gerade deshalb, weil hier »der tolle Zufall« regiert, »Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehen«,⁹⁴ »die Freyheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln« sich darstellt, wird die reine Vernunft des Betrachters ihrer wesentlichen »Independenz von Naturgesetzen« inne. »Aus diesem Gesichtspunct betrachtet... ist mir die Weltgeschichte ein erhabnes Object.«⁹⁵ Und: »Eben der Umstand, daß die Natur im Großen angesehen, [in der Geschichte!] aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freyen Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf den Menschen in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut – mit einem Wort – dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch *Naturgesetze* die *Natur selbst* zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.«⁹⁶

»Aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben« wird nun auch der Spaziergänger, wenn er dem erhabenen Chaos, wie zu Beginn des Gedichts, abermals in die Natur entflieht.⁹⁷ Ebenso unvermittelt wie in Vers 29 findet er sich in einer Umgebung von höchster, praktischer Erhabenheit wieder, denn »Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freyheit), sondern plötzlich und durch eine

ein »Gemählde des damaligen Roms«, sondern verarbeitet unterschiedliche Verfallsepochen, namentlich Schillers Eindruck von den Folgen der Französischen Revolution; vgl. Meinecke (wie Anm. 4), S. 103. Auf Parallelen zu den »Discours« Rousseaus verweist Philipp Simon, Schillers »Spaziergang«, in: Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte u. dt. Literatur, Bd. 25, 1910, S. 361–372.

⁹³ Üb. d. Erh., 50. ⁹⁴ Ebd., S. 48.

⁹⁵ Ebd., S. 49. ⁹⁶ Ebd., S. 50.

⁹⁷ Der zuletzt zitierte Text fährt fort: »Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur...« – Die Verse 185–188, von Schiller später gestrichen, können hier außer Betracht bleiben.

Erschütterung, reißt es [das Erhabene] den selbständigen Geist ... los«. ⁹⁸ –
»Aber wo bin ich?« (189)

Hier gibt es nun keinen sichernden Steig, keine »physische Sicherheit« ⁹⁹ mehr:

»... Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den
Schritt.« (189 f.)

Die Furchtbarkeit dieser Ossianischen und Hallerschen Gebirgslandschaft ¹⁰⁰ ist so groß, daß nun tatsächlich eine jener »gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln ... müssen«, ¹⁰¹ erreicht ist, wo der Genius des Erhabenen »uns über die schwindlichte Tiefe« tragen muß. Sie erzeugt Schauer (vgl. 197), Element des »gemischten Gefühls« des Erhabenen »in seinem höchsten Grad«. ¹⁰² »Auch die Einsamkeit ist etwas furchtbares«; wo sie herrscht, entstehen »lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bey der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der *Hülfslosigkeit* mit sich führt.« ¹⁰³ Hier hilft nur noch »moralische Sicherheit«, ¹⁰⁴ daher denn auch das »Symbol der Freyheit«, »ein Vogel im Flug« ¹⁰⁵ erscheint:

»Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.« (197 f.)

⁹⁸ Üb. d. Erh., 45. In seinem oben S. 182 zitierten Brief an Humboldt hatte Schiller auf den Vorteil hingewiesen, daß »die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann« (Hervorhebung von mir). Vgl. »Maria Stuart« V 1, 3402 ff.:

»Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!
Mit einem Mal, schnell augenblicklich muß
Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
Und Ewigem ...«

⁹⁹ Vom Erh., 180.

¹⁰⁰ Von »Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur« spricht Üb. d. Erh., 47. Kant liefert Beispiele großer Natur S. 78, 95, 104, 116, 127 f.; vgl. Anm. 35. Über Matthissons Wirkung vgl. NA 22, 426, u. Adolf Frey, Schiller und Matthisson, in: Marbacher Schillerbuch I, 1905, S. 92–103.

¹⁰¹ Üb. d. Erh., 41. Gebirge und Einöde als erhabene Orte später mehrfach bei Schiller (vgl. etwa »Die Jungfrau von Orleans« V 4, 3170: »Johanna: Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.« – »Die Braut von Messina«, 2198 ff. u. 2585 ff. – »Wilhelm Tell« I 3, 388 u. III 3, 1785 ff.). ¹⁰² Üb. d. Erh., 42.

¹⁰³ Vom Erh., 189 f. (vgl. »Die Braut von Messina«, 981–996).

¹⁰⁴ Ebd., S. 180.

¹⁰⁵ Kallias, Brief vom 23. II. 1793 an Körner (Jonas, Bd. 3, S. 272). Vgl. Anderegg (wie Anm. 4), S. 51 f., der das folgende dann aber als »Erhebung ins Reich der Schönheit« (S. 53) auffaßt. Zum Bild des Adlers beim jungen Schiller vgl. Wilh. Vosskamp, Emblematisches Zitat und emblematische Struktur in Schillers Gedichten, in: Jahrb. d. Dt. Schillergesellsch. XVIII, 1974, bes. S. 397 f.

So wie die Geschichte in der Schrift *Ueber das Erhabene* als »Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst« ¹⁰⁶ aufgefaßt wird, werden an diesem zweiten locus sublimis, aus einer nicht mehr nur physischen Sicherheit heraus, praktisch erhabene Natur und praktisch-pathetisch erhabene Geschichte für den Betrachter identisch: ¹⁰⁷

»... und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schauernd ergriffen,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.« (202–204)

»Furchtbar« und »schaudernd«, das sind dieselben Epitheta, zu denen Kant und Schiller immer wieder greifen, wenn sie praktisch erhabene Gegenstände charakterisieren wollen. Daß der Traum »finster« genannt wird, erweist ihn als besonders bedrohlich: »Die Finsterniß ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich«, weil sie uns »der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert.« ¹⁰⁸ Es war schon davon die Rede, daß tätige Imagination am Gefühl des Erhabenen konstitutiv beteiligt ist, denn wirkliche Furcht ließe jene »innre Gemüthsfreyheit« nicht aufkommen, ohne die das Furchtbare nicht als erhaben aufgefaßt werden kann. ¹⁰⁹ »Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung.« ¹¹⁰ Das Wort »Traum« wie sein Epitheton »finster« bezeichnen die doppelte Erfüllung dieser Bedingung für die erhabene Wirkung der Geschichte. Die Identifikation von Natur und Geschichte in ihrer erhabenen Furchtbarkeit bezeichnet die höchste Herausforderung der menschlichen Sinnlichkeit, die hier sowohl vom Praktischerhabenen der wilden Natur wie vom Erhabenen der Verwirrung ¹¹¹ und Pathetischerhabenen der Geschichte bedrängt wird. Aber eben deshalb, weil dieser Potenzierung des Furchtbaren keine nur physische, sondern allein moralische Sicherheit standhalten kann, ist dies der Augenblick, wo die reine Vernunft sich »erhebt«. Dieser Vorgang wird indirekt dargestellt: im Absturz von Natur und vorgestellter Geschichte. Vers 204 entspricht also dem zweiten Teil des Doppelbildes, mit dem im *Reich der Schatten* die eine Bewegung vorgestellt wird:

»[1] Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, [2] und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.« ¹¹²

¹⁰⁶ S. 49; »So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbständigen Vernunft...« (ebd.).

¹⁰⁷ Es scheint, als deute sich diese Identifikation bereits in der überraschten Reaktion von Vers 189 an.

¹⁰⁸ Vom Erh., 190.

¹⁰⁹ Ebd., S. 178 f.

¹¹⁰ Ebd., S. 179.

¹¹¹ Üb. d. Erh., 47.

¹¹² NA 1, 251.

So beschränkt sich Schiller bis zuletzt auf die Schilderung erhabener Objekte, ohne die entsprechenden Reaktionen des betrachtenden Subjekts jemals ausdrücklich werden zu lassen. Das geschieht einzig in der nun folgenden Apostrophe an die »fromme Natur« (210).

»Reiner von deinem reinen Altare nehm ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!« (205 f.)

Das Gefühl des Erhabenen sei eine Lust, hatte Kant erklärt, »welche nur indirecte entspringt, nämlich so, daß sie durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf sogleich folgenden desto stärkeren Ergießung derselben erzeugt wird...«¹¹³ Eben das vollzieht sich hier. Auf die Bedeutung, die das Wort »rein« für den Kantianer Schiller hat, braucht kaum hingewiesen zu werden; als »reine Geister« müssen wir handeln, wir seien »bestimmt und fähig ..., uns als reine Intelligenz zu beweisen«, erhabene Erscheinungen seien ein Sinnbild »für die reine Vernunft«, das Erhabene mache sich »um den reinen Dämon« im Menschen verdient, heißt es z. B. in dem Aufsatz *Ueber das Erhabene*.¹¹⁴ Es sind die in der selbständigen, schlechthin unabhängigen Vernunft des Menschen liegenden »Lebenskräfte«, die der Wanderer der frommen Natur dankt. Die Verse

»Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.« (207 f.)

bezeichnen nicht einfach den schrecklichen Gegensatz zu der »züchtig das alte Gesetz« (210) ehrenden Natur. Vielmehr erscheint in ihnen das »ernste Angesicht der Nothwendigkeit«, von welcher Schiller sagt, allein in der Bekanntschaft mit ihr sei »Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung – des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal [ringenden] Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maaß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bey einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago [lesen, und] bey solchen Szenen verweilen kann, ohne dem ernstesten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblick-

¹¹³ Kant, 75. ¹¹⁴ S. 41, 43, 48 u. 52.

lich den Zügel anzuhalten, und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen?«¹¹⁵ Die Bekanntschaft erst mit der »drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens«¹¹⁶ eröffnet also den Weg zu einer wie mit Goethes Augen gesehenen Natur – und das wäre ein sehr Schillerscher: Kantischer Weg zu Goethe. Indessen spricht mehr der Anschein als die Sache selbst dafür, daß der Schlußteil der *Elegie* ein Bekenntnis zu eben der Natur sei, der Goethe zugetan war. Bedenkt man zunächst, daß der Naturbegriff in den hier herangezogenen Schriften sowohl Erscheinungen der Landschaft wie solche der von Affekten beherrschten Geschichte umfaßt; ferner, daß eben diese furchtbaren Erscheinungen Voraussetzung der erhabenen Gefühle sind, die der Wanderer der frommen Natur dankt, so wird ein eigenartiger Zusammenhang von furchtbarer und frommer Natur sichtbar, wenn nicht gar die Identität beider. Die aber gründet denn doch letzten Endes im menschlichen Subjekt, mag auch die poetische Rede diesen Sachverhalt verleugnen. Was ist es denn, wofür der Wanderer der frommen Natur seinen Dank abstattet?

»Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegest auf gleichem Mutterschoose die wechselnden Alter«
(211–213).

Die Natur enthebt den Menschen den Bedingungen der Zeit und verhilft ihm zur Einheit seines Ich.¹¹⁷ In den *Zerstreuten Betrachtungen* hatte Schiller (in Hinsicht auf die »aesthetische Größenschätzung«) diese Herstellung der »Identität meines Ichs«, die »die Zeitbedingung« wieder aufhebt, der »Spontaneität des Gemüths« selbst zugeschrieben.¹¹⁸ »Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen meines Ich verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das Subjekt, welches ... gehandelt hat, bin *Ich*, das ewig identische Selbst.«¹¹⁹ »Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffassung ins Unendliche fortsetzen: heißt also nichts anders, als in unendlichen Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Be-

¹¹⁵ Ebd., S. 51 f. Zu den [Konjekturen] vgl. NA 21, 330.

¹¹⁶ Ebd., S. 47; vgl. Vers 183.

¹¹⁷ Vgl. Schillers Rezension »Über Matthissons Gedichte« aus dem Jahre 1794 (NA 22, 281): »Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder.«

¹¹⁸ Zerstr. Betr., 197.

¹¹⁹ Ebd., S. 197 f.

ußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs«, diesem »ewig unwandelbaren Principium« – »ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge giebt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß *mein* Gedanke der meinige ist.«¹²⁰

Unter demselben Gesichtspunkt hatte Schiller die Natur schon in seinem Brief vom 12. September 1789 an die Schwestern von Lengfeld beurteilt – Reflexionen im Anschluß an einen »Spaziergang« übrigens.¹²¹ Die Entsprechungen zum Schluß der *Elegie* sind verblüffend genug, Entsprechungen freilich unter dem Vorzeichen, daß die Natur »alles, alles von der Seele empfängt«. Als »Jugendlich immer, in immer veränderter Schöne ... Immer dieselbe« (209/211) rühmt sie das Gedicht um eben dessentwillen, was dieser Brief einzig »der Seele ihres Beschauers« zuschreibt: »Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst. Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur darum, weil *wir* uns verneuen, wird sie neu ... Ein einziger und immer derselbe Feuerball [!] hängt über uns ... Er darf ruhen, weil der Menschliche Geist sich statt seiner bewegt ...« Freilich folgt diesem Gedanken sogleich die Ergänzung: »Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität dieses gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenschaft, innerer und äusserer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir *sie* immer als die nehmliche wieder, und *uns in ihr*. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück...«

Alles, was hier gesagt wird, findet sich in der *Elegie* wieder – nur nicht der Gedanke, alles liefe am Ende auf die »Spontaneität des Gemüths« hinaus. Am Ergebnis hat sich nichts geändert; aber nicht die Seele hat es bewirkt, sondern die Natur. Einzig das bewirkende Prinzip ausgewechselt, und schon nehmen sich Schillers Gedanken aus, als seien es Gedanken Goethes.

Sind sie es? – »Moralische Sicherheit«, so hatte Schiller in der Schrift *Vom Erhabenen* ausgeführt, sei »ein Beruhigungsgrund für die *Sinnlich-*

¹²⁰ Ebd., S. 203. Die Herausgeber dieses Bandes der NA vermuten, Schiller habe die Abschnitte, denen die letzten Zitate entstammen, später deshalb gestrichen, weil sie sich allzu eng an Kants »Kritik der Urteilskraft« anlehnten (NA 21, 196). Ein weiterer Grund könnte in dem allzu emphatischen Idealismus liegen, zu dem der Freund Goethes sich später vielleicht nicht mehr so unverhüllt bekennen mochte. Vgl. Schillers Gedicht »Der philosophische Egoist« (NA 1, 257).

¹²¹ Jonas, Bd. 2, S. 330 f., auszugsweise auch NA 21, 291 f.

keit ... nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtsein unserer *Unschuld* oder durch den Gedanken an die *Unzerstörbarkeit unsers Wesens* entzogen fühlen.«¹²² Moralische Sicherheit postuliere demnach »Religionsideen«, und das erfordere, »daß wir die *Natur* in Einstimmung mit dem *Moralgesetz*, oder was hier einerley ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken«:¹²³

»Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.« (209 f.)¹²⁴

Was der Natur in der *Elegie* schlechthin als Eigenschaft zugesprochen wird, von dem heißt es in der Schrift *Vom Erhabenen*, daß wir es »uns ... denken«. Die poetische Ausdrucksweise könnte von Goethe sein – der Gedanke selbst nicht idealistischer, nicht Kantischer, nicht genauer mit Schillers eigensten Vorstellungen übereinstimmend.

»Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphiert, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind.«¹²⁵ In diesem letzten Satz ist, wie in der *Elegie*, die Natur zum Subjekt gemacht; aber der Zusammenhang zeigt, daß sie Subjekt nur im Dienste des »absolut Großen in uns« ist – versteht man, warum Schiller nach Vollendung der *Elegie* bekannte: »Ich fühlte mich glücklich in ihrer Verfertigung?«¹²⁶

Mit welchem Recht führt dieses Gedicht über das Erhabene den Titel einer »*Elegie*? Man weiß aus dem Brief an Humboldt vom 29. November 1795, daß Schiller damit nicht die metrische Form des Gedichts, son-

¹²² Vom Erh., 180 f.

¹²³ Ebd., S. 181.

¹²⁴ Vgl. auch Zerstr. Betr., 237: »Sie [die Natur] legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab, in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freyheit sehen wir sie das Gesetz der Stetigkeit ehren.« So konnte sich Schiller also in demselben Aufsatz ausdrücken, in dem er »das reine und identische Ich« für das »ewig unwandelbare Principium« erklärt hatte (NA 21, 203). Zu den zitierten Versen vgl. auch NA 21, 332 zu S. 43, Zeile 15.

¹²⁵ Üb. d. Erh., 43.

¹²⁶ Brief vom 4. XI. 1795 an Charlotte von Schimmelmann (NA 28, 100).

dem dessen Gehalt bezeichnet haben wollte.¹²⁷ 1794 hatte Schiller bezüglich der Anlagen von Hohenheim von einer Vorstellung gesprochen, die »eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition« bringe: »Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen *elegischen* Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.«¹²⁸ Auch die *Elegie* mischt ein »Gefühl der Vergänglichkeit« mit dem »des siegenden Lebens«, Ohnmacht gegenüber Natur und Geschichte mit der erhabenen Selbstvergewisserung des »absolut Großen in uns.«¹²⁹ Das Elegische ist, darin folgt Schiller der einschlägigen Tradition, ebenso wie das Erhabene eine vermischte Empfindung. Schillers *Abhandlung über das Naive*, unmittelbar nach Vollenendung der *Elegie* abgeschlossen,¹³⁰ sprach dann der sentimentalisch gesehenen Natur die Fähigkeit zu, »uns in eine erhabene Rührung« zu versetzen.¹³¹ Diese Formulierung kommt nicht von ungefähr, denn das Erhabene und das sentimentalisch gesehene Naive gehören insofern zusammen, als sie zwei Aspekten entsprechen, unter denen die *eine* Natur – in getrennten Gedankenreihen – betrachtet wird. »Wir waren Natur, wie sie [die Naturdinge], und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen«¹³² – das gilt für die sentimentalische Kunst ebenso wie für das Erhabene (sei es nun in Natur und Geschichte, sei es in der pathetischen Kunst gegenwärtig), und in beiden Fällen ist Natur »die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen«.¹³³ – »Der sentimentalische Dichter hat es ... immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen.«¹³⁴ Genau dies gilt auch vom Erhabenen. Und was die *Elegie* betrifft, so entspricht sie sowohl Schillers Bestimmung des Elegischen, wonach bei diesem »das Ideal der Wirklichkeit« so entgegengesetzt werde, daß »das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird«, als auch dem Begriff der »*Elegie* in engerer ... Bedeutung«, insofern in ihr »die Natur und das Ideal ... als wirklich vorgestellt wird.«¹³⁵

¹²⁷ NA 28, 118: »Ich will eine *Idylle* schreiben wie ich hier eine *Elegie* schrieb.«

¹²⁸ Gartenkal., NA 22, 290; Hervorhebung von mir.

¹²⁹ Üb. d. Erh., 43.

¹³⁰ Vgl. NA 21, 278 f.

¹³¹ NA 20, 414; vgl. oben S. 170.

¹³² Ebd.

¹³³ Ebd., S. 413.

¹³⁴ NA 20, 441; vgl. auch Schillers Fußnote.

¹³⁵ Ebd., S. 448 f.

Von dem »elegischen Dichter« Ossian schreibt Schiller: »der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden.«¹³⁶

»Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.«

Der Leser wird »am Schluß mit der erhabenen Ruhe der Vernunft« entlassen, wie Humboldt vollkommen treffend feststellte.¹³⁷ Zugleich aber auch mit einem Ausdruck höchster Zuversicht des elegischen, des modernen sentimentalischen Dichters. So wie Homers Werk ein Werk der Natur ist,¹³⁸ so glaubt auch Schiller, durch »die Darstellung des Ideals« dem »letzten Ziel der Menschheit«¹³⁹ sich annähern zu können. Ihm war die *Elegie* Beweis seiner »Affinität zu den Griechen«,¹⁴⁰ und wie wird es ihn gefreut haben, als Körner am 27. September 1795 schrieb: »Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst.«¹⁴¹

¹³⁶ Ebd., S. 451.

¹³⁷ Brief vom 23. X. 1795 an Schiller (NA 35, 393).

¹³⁸ Vgl. etwa Schillers Epigramm »Ilias« (NA 1, 259).

¹³⁹ »Über naive und sentimentalische Dichtung« (NA 20, 437 u. 438).

¹⁴⁰ Brief an Humboldt, 26. X. 1795 (NA 28, 84). – In diesem Zusammenhang ist es übrigens von Interesse, daß Schiller in einem Brief an Cotta vom 28. IX. 1795 empfahl, die »*Elegie*« in den »Horen« vor Herders Aufsatz »Homer und Ossian« (Sämtl. Werke, hrsg. v. Suphan, Bd. 18, S. 446–462) zu drucken, wie es dann auch geschah.

¹⁴¹ NA 35, 356. – Schlußbemerkung: Vielleicht erscheinen manchem Leser einige der hier für triftig erachteten Parallelen als zu subtil oder gelegentlich gar als gezwungen. Daß es sich so verhält, ist natürlich nicht mit Bestimmtheit auszuschließen. Indessen stand hinter dieser Analyse nicht die Vorstellung, es hätte da auf der einen Seite ein Gedankensystem vorgelegen, das Schiller dann in die Form eines Lehrgedichtes überführt hätte. Ich stelle mir vielmehr vor, daß Schillers Einbildungskraft so intensiv mit den Kategorien, Strukturen und Situationen seiner philosophischen Gedankenabenteuer gleichsam durchtränkt war, daß diese wahrhaft poetisch und in bewundernswerter Konzentration daraus ins Gedicht treten konnten.